

Max Dauthendey

Autor(en): **Reinhart, Hans**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MAX DAUTHENDEY

ZU SEINEM GEDÄCHTNIS

„Doch auszudenken, dass wir müde einst
Für immer gehn, unwissend mit uns selbst.“

(Reliquien)

Ein tragisches Geschick hat sich zu Anfang des Septembers, fern im Osten, erfüllt. In Malang auf Holländisch-Java, ist der deutsche Dichter Max Dauthendey — vom Ausbruch des Weltkrieges in der Südsee überrascht — nach langem Leiden in seinem 52sten Lebensjahre, von Freunden umgeben, sanft entschlummert: ein teuerstes, unersetzliches Opfer des Krieges, der selbst die Besten im Reich des Geistes nicht geschont hat. Alle Bemühungen des Schweizerischen Schriftstellervereins, dem letzten Wunsche des langsam sich Verzehrenden Erfüllung zu gewähren, blieben erfolglos, und so hat er denn — ehe noch sein brechend Auge die ersten Strahlen eines aufdämmernden Friedens grüßten — fern der so heiß und treu geliebten Heimat sein arbeitsreiches und bewegtes Leben, als ein vom Schicksal grausam Überwältigter, beschlossen. Und mütterlich hat ihren treusten Sohn die alte Erde — dort in dem Lande seiner Liebe — still zum letzten Schlaf gebettet.

Den rast- und ruhelosen Weltumsegler hatte es im Frühjahr 1914 abermals aufs weite Meer hinausgetrieben — und Neu-Guinea war das ferne Reiseziel, das Dauthendey und seine Gefährten während einiger Monate als Forscher und Genießende festhielt. — Da traf den heimwärts steuernden Reichspostdampfer „Manila“ am Morgen des 6. August 1914 auf den Molukken in der Hafengebucht von Ambiona die Nachricht vom wildentbrannten Weltkriege. Noch gelang es den Insassen, die alle Deutsche waren, Sumatra zu erreichen. Dort aber wurde ihnen die Weiterreise abgeschnitten — „und nur mein Herz“ — so schreibt Dauthendey in der Vorrede zu seinem letzten Gruß an die Heimat — „nur meine Sehnsucht kamen in Deutschland an und stehen Seite an Seite bei den Kämpfenden.“ Und wahrlich, in diesen letzten Gedichten hat Dauthendey sein eigen Blut im Kampf mit Sorge und Sehnsucht heldenhaft verströmt —:

Mir war, ich hörte draußen am Kabinfenster
Zur Nacht Hurrageschrei im Meer.
Es waren meines Herzens Kriegsgespenster,
Die zogen johlend in der Nacht umher.
Sie schlugen Schlachten um das Schiff im Wind.
Ach, wüsst' ich, ob sie Sieger, ob Besiegte sind!

Nur in seltenen, nachstillen Augenblicken legte sich der wütende Sturm in seiner Seele, die unerschütterlich im Glauben letzten Halt an Gottes ewigen Sternen suchte —:

Indiens Tannen aufrecht in der Nacht.
Und im Netzwerk ihrer Nadelzweige
Stehen alte Sterne jung entfacht.
Muss an meinem Fenster schauend bleiben,
Stehe schweigend vor der Sterne Treiben.
Die ins Dunkel weite Wege schreiben. —
Und ich sah der großen Stille zu.
Sprach zu meiner Sorge: „Sorge, schweige!
Sieh, die Sterne wandern immer noch voll Ruh!“

...Und wandern immerdar: über Blut- und Trümmerfelder, über Greuel und Gram, über die einsamen Gräber der Gefallenen und über die stille Gruft dieses großen, kindlich-gläubigen Poeten, der so glühendheiß die Erde liebte, ihre Schönheit und Fülle in nicht endenwollenden Hymnen pries.

Doch wenden wir den trüben Blick von dieser fernen Schicksalsstätte, die ja nur das sterbliche Teil des heimgegangenen Sängers birgt, und lassen wir dankbar und heiter unser Geistesauge über die reichen Schätze hingleiten, die sein Herz und seine nimmermüde Hand uns im Verlaufe nahezu eines Vierteljahrhunderts schenkten. Noch ist der Hort — gleich der Fülle des Lebenswerkes eines Ferdinand Hodler oder Max Reger, die auch in dieser schweren Kriegszeit von uns schieden — kaum übersehbar; denn Dauthendeys Lebenswerk umfasst in seiner Gesamtheit rund 33 Bücher, die in der Zeit von 1892—1914 entstanden und heute ein stattliches Regal ausfüllen.

„Ich habe mich“ — so schreibt Dauthendey in einem Briefe — „von Jugend an niemals getraut, jemand zu sagen, dass ich Dichter werden möchte, da ich glaubte, dass Dichter etwas viel zu Hohes sei, als dass man das werden könnte, und weil ein Dichter von Anderen angesehen wurde als ein Beruf, den man leicht mit träumender Faulheit zusammenstellt; aber ich wusste, dass ich nicht faul war, wenn ich stundenlang scheinbar nichts tat und nachher nicht mehr wusste, wo ich gewesen war.“

Aus diesen visionären Träumereien heraus sind Dauthendeys erste Gedichte und Prosaskizzen entstanden, von denen einige in den Zeitschriften *Die Gesellschaft* und *Wiener moderne Rundschau* (den Organen der damaligen Stürmer und Dränger Jungdeutschlands) erschienen. — Als erstes Buch ließ der Dichter bei E. Pierson den zartnervigen, psychologisch fein durchgearbeiteten, aus der Schule J. P. Jakobsens hervorgegangenen Roman *Josa Gerth* erscheinen. Entscheidend aber wirkte erst sein zweites Buch, das vielverlästerte, heute leider längst vergriffene und in Vergessenheit geratene *Ultra Violet*: eine Sammlung von Gedichten und Gedanken, Prosaskizzen und kleinen dramatischen Traumspielen.

„Zwanzig Jahre hindurch“ — schreibt Dauthendey im 2. Bande seines Memoirenwerkes *Gedankengut aus meinen Wanderjahren* — „konnte ich in fast jeder Kritik, die über meine Art zu dichten geschrieben wurde, das Wort „Ultraviolett“ wiederfinden. Wie die Brandmarke, die man einem Gaalereensträfling ins Fleisch brennt, rief man mir fortgesetzt das ABC-Buch meiner Lyrik in Erinnerung. Auch als ich schon längst über die Anfänge meines Könnens hinaus war, wollte man nur immer von meinen ersten Gehversuchen sprechen.“

Hermann Bahr, der spürnasige Wiener, war wohl der erste Zeitgenosse, der aus diesen phantastischen, farbenschillernden Gedichten und Skizzen, die jegliche Tradition über Bord geworfen hatten, die starke und ursprüngliche Begabung eines Auserwählten witterte. Wie Octave Mirbeau Maeterlincks Entdecker im *Figaro* wurde, so ward Bahr in seinem Essay-Bande *Renaissance* (1897) der Verkünder Dauthendeys. In dem darin enthaltenen Aufsatz „Colour Music“ berichtet Bahr von der ersten Begegnung mit dem sehr stillen, gütig schwärmenden Jüngling, der ihm erzählte, wie er seine „Einsamen Poesien“ hoch oben in einem schwedischen Dorfe schuf; wie er, ohne jener Sprache mächtig zu sein, immer nur mit sich selber verkehren und nichts als ewig nur seine eigene Stimme vernehmen durfte. Wenn Dauthendey nun da

in dieser großen und, wie er sie selber schilderte, feierlichen, ja erhabenen Natur so einsam, so in sich versunken dahinging, wuchsen mit einem, da die Menschen schwiegen, den Blumen und allen Dingen wunderbar laute und verführerische Zungen; Farben sangen und das Schweigen der schwarzen Wälder wurde tönend —:

Abend.

Schwarze Moose
Erdgeruch in lauen Flocken,
Schmale, dünne Silberblüten
Und Gesang von bleichen Glocken.

Welke Feuer löschen leise,
Nur ein Atem warmer Flut.
Blühend schmelzen rote Meere,
Dunkle Sonnen saugen Blut.

Amselsang.

Fliehende Kühle von jungen Syringen.
Dämmernde Grotten cyanenblau.
Wasser in klingenden Bogen
Wogen —
Auf fosfornen Schwingen
Sehnende Wogen.

Purpurne Inseln in schlummernden Fernen.
Silberne Äste auf mondgrüner Au.
Goldne Lianen auf zu den Sternen.
Von zitternden Welten
Sinkt Feuertau.

Noch einmal und in größerem Zusammenhange schildert Dauthendey die Entwicklungsgeschichte seiner ersten Gaben aus der Ferne, nämlich in dem bereits genannten Memoirenwerke aus dem Jahre 1913, das seine ersten autobiographischen „Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert (*Der Geist meines Vaters*) 1912“ bis zum Erscheinen der 2. Gedichtsammlung *Die ewige Hochzeit — Der brennende Kalender* (1905) aufschlussreich weiterführt.

„Mit diesem Buch“ (das stellenweis von der berausenden Pracht des „Hohelieds“) — sagt Dauthendey im *Gedankengut* — „beginnt die Dichtungsarbeit meiner Mannesjahre. Die vorbereitende Zeit der suchenden Jahre war für meine Dichtung beendet, als man das neue Jahrhundert schrieb“.

Angesichts dieser beiden biographischen Werke, die den wertvollsten Bekenntnisbüchern der Weltliteratur beizuzählen sind, und die in eine Synthese der innern Anschauung münden: in die Verherrlichung der *Weltfestlichkeit*, die der Menschheit die Furcht vor den Göttern und vor sich selber nimmt — angesichts dieser Bücher wollen wir auf einen trockenen Lebensabriss gern verzichten und uns begnügen, hier in Kürze festzustellen, dass der Dichter Dauthendey am 25. Juli 1867 in Würzburg mit leise schwebenden, bei aller Zartheit aber doch höchst eigenwert-bewussten Schritten seine Weltwanderung antrat, die ihn — leiblich und geistig — durch viele Länder und über viele Meere führen sollte.

Mit breitem Pathos — wie Homer oder Walt Whitman — hat Dauthendey in seinem umfänglichsten Buche *Die geflügelte Erde, Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere* von seiner ersten Weltreise (1905/06) Bericht erstattet. Dieses Riesen-Epos, das höchstens in Däublers „Nordlicht“ sein entsprechendes Gegenstück gefunden hat, kündigt von den Fahrten und Sehnsuchten des Dichters. In seiner Form: einer meist von monotonem Rhythmus hingeschleppten Vers-Prosa mit Verwendung des Binnenreims, vielleicht verfehlt und unhaltbar, birgt dieses Werk doch eine Fülle glutvoller Natur- und Typenbilder, die den „verdrängten“ Maler in Dauthendey mit elementarer Leidenschaft wieder durchbrechen lassen. „Die geflügelte Erde“, der hervorragendste Markstein in Dauthendeys Schaffen zwischen „Ultraviolett“ und dem „Gedankengut“, bildet zugleich den Abschluss des lyri-

schen Gesamtwerkes, das bis zu diesem Zeitpunkt allein schon 10 Bände umfasst. — Nach den in ihrer unberührbaren Schönheit einzig dastehenden ersten Gedichten, den 1894 in Schweden erträumten, später in Mexiko gedruckten *Reliquien* (in 3. Auflage 1913 bei Kurt Wolff erschienen), entstand im Sommer 1896 in Paris die epische Dichtung *Phallus*, die später mit einem früheren Werke ähnlicher Gattung *Schwarze Sonne* (Dänemark 1893) gleichfalls erstmals in Mexiko erschien. (Eine Luxusausgabe dieses lang vergriffenen Werkes veranstaltete wiederum Kurt Wolff in Leipzig). Auch die leider nur in Bruchstücken („Pan“ und „Blätter für die Kunst“) noch vor 1900 einem kleinen Kreise bekannt gewordene mythische Dichtung *Festliches Jahrbuch* darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, denn jene Fragmente zählen zum Kostbarsten, was Dauthendey dargeboten. Sind die Gedichte der ersten Periode („Ultraviolett“ — „Ewige Hochzeit“) noch ganz erfüllt von der schweren und schwülen Üppigkeit orientalischer Bilderpracht und Symbolik; werden (wie in „Phallus“) biblische Töne oder (wie im „Jahrbuch“) die dunkel-gewaltigen Akkorde Ossians angeschlagen, so gewinnt nun in den späteren Versbüchern das sehnd sich dehnende Gemüt Dauthendeys mehr und mehr die Oberhand, und an die Stelle der großen Orientalen und Skalden treten die Altmeister der deutschen Liedkunst, die auch in diesem unter der alten Sonne Baldurs gross gewordenen Nachfahren sich zur schönsten Blüte entfalten konnte.

In Dauthendeys frühere Schaffensperiode fallen auch die ersten und wertvollsten Versuche des Lyrikers auf *dramatischem* Gebiet. Die Dramen *Sun, Sehnsucht, Das Kind, Glück*, sowie der im 1. Jahrgang der „Insel“ veröffentlichte Einakter *Das Unabwendbare* (Szene aus der Einführung des Zölibats von 1074) bilden die ersten Früchte nach den zaghaft leisen Frühversuchen in „Ultraviolett“. Über alle diese genannten Dramen habe ich im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 12. Mai 1906 („Ein unbekannter Dramatiker der Gegenwart“) ausführlich berichtet. — Das Pfahlbauerdrama *Sun* und *Das Unabwendbare*, die beide den jungen Dauthendey in seiner unerschöpflichen Fülle an Farben und Tönen, Bildern und Gleichnissen sichtbar werden lassen, verdienen wohl als Gedächtnisspiele auf unsern ernsthaften Kammerbühnen aufgeführt zu werden. — Was der Dichter später noch auf diesem gefahrvollen Gebiete leistete, — von den kaleidoskopartigen *Spielereien einer Kaiserin* (1910), einem Rollenstück der Durieux als „Zarin Katharina“ — bis zur Knittelversstragödie *Die Heidin Geilane* (1912) bleibt fast ohne jede Ausnahme belanglos. Diese Opera sind anzusehen als „Spielereien eines leichtfertig und leichtschreibig gewordenen Dichters“, der sich auf einen Schub sieben Dramen entledigte, die — vielleicht mit einziger Ausnahme des Schauspiels *Ein Schatten fiel über den Tisch* — schon bei ihrem ersten Ausgang den Stempel der Makulatur an sich trugen. — Auch die missglückten Knittelversversuche Dauthendeys auf dem *humoristisch-epischen* Gebiete: die Pseudo-Buschiade *Bänkelsang vom Balzer auf der Balz* (1904), die noch bedenklichere *Ammenballade*, gefolgt von den *Neun Pariser Moritaten* (1907) und schließlich der dürftige *Venusinenreim* (1911), mit denen Dauthendey sein Lebenswerk unnötig befrachtete, werden seinen Ruhm, der dem Lyriker und Epiker gebührt, schwerlich überdauern. In diesen, ihrer Form und ihrem Inhalte nach, recht ungeniert sich gebenden Capriccios verleugnet sich des Dichters gallisches Geblüt am wenigsten. Am „farbigen Abglanz“ hielt auch Dauthendey das Leben, das er — wie seine *Kaiserin Katharina* — zuweilen wohl durch Weinbouteillen zu betrachten liebte.

Wenden wir den ungetrübten Blick auf die in frischer Luft und warmer Sonne still gereiften Früchte, die eine notwendige Ergänzung bilden zu den — gleich Maeterlincks ersten Gedichten — im „Treibhaus“ traumhaft-phantastisch erblühten Wunderblumen. In rascher Folge sind diese lyrischen Sammlungen der spätern Periode (von 1900 an) entstanden. So 1907 das freilich noch stark nietenreiche *Singsangbuch*, dem 1908 die ungleich bedeutenderen Sommer- und Winterbücher *In sich versunkene Lieder im Laub* und *Der weiße Schlaf, Lieder der langen Nächte* folgten. Das nächste Jahr zeitigte das entzückende *Lusamgärtlein, Frühlingslieder aus Franken*, eine Huldigung an Walther von der Vogelweide und sein lustsam Gärtlein in Würzburg. Das Jahr 1910 brachte endlich das noch fehlende Herbstbuch *Weltspuk, Lieder der Vergänglichkeit*, aus dem wir die folgende wundervolle Probe geben wollen:

O Grille, sing!
Die Nacht ist lang.
Ich weiß nicht, ob ich leben darf,
Bis an das End' von deinem Sang.

Die Fenster stehen aufgemacht.
Ich weiß nicht, ob ich schauen darf,
Bis an das End' von dieser Nacht.

O Grille, sing, sing unbedacht!
Die Lust geht hin,
Und Leid erwacht.
Und Lust im Leid —
Mehr bringt sie nichts, die lange Nacht.

Zwischen diese beiden Sammlungen fällt die Veröffentlichung der ersten Novellensammlung *Lingam*, mit der sich der *Epiker* Dauthendey, der seit seinem Erstlingswerk „Josa Gerth“ in Vergessenheit geraten war, ebenso entscheidend wie als Lyriker einführte. Wir dürfen diese asiatischen Novellen, gleich den 1911 erschienenen japanischen Liebesgeschichten *Die acht Gesichter am Biwasee*, dem Roman *Raubmenschen* und den — als letzte Gabe 1915 — herausgegebenen *Geschichten aus den vier Winden*, zu den besten Prosawerken unserer Tage zählen. Dauthendey's Stil ist hier von einer ungekünstelten Frische und Lebendigkeit, was man vom Lyriker nicht überall mit Überzeugung sagen kann. Denn Dauthendey's Verse sind von einer seltsamen formalen Ungleichheit. Die klar und frei hinfließende Melodik gerät oft in ein bedenkliches Hinken und Holpern.

In hundert Lichtern aber funkeln die vollkommenen Schätze, die dieser Weltbürger und Weltreisende, der doch auf allen Fahrten und Abenteuern das große, gütige Kind verblieb, mit schenkenden Händen vor uns ausbreitet. Hoffen wir, dass der Nachlass des Dichters noch mehr solcher Werte — vor allem die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte — zu Tage fördere; doch bleibt leider kaum anzunehmen, dass Dauthendey in seiner vierjährigen Gefangenschaft auf Java die Kraft und die innere Sammlung zu solch rückschauender Arbeit aufzubringen vermochte. — Die letzte bereits genannte lyrische Gabe: *Des großen Krieges Not*, die Dauthendey zu Weihnachten 1914 seinen Freunden über die Meere sandte, tragen nur zu deutlich den Stempel des Gewaltsamen. Sie gleichen dem Lächeln eines innerlich völlig Gebrochenen auf seinem Sterbelager,

das die Gedanken seiner fernen Freunde unsichtbar umstehen. An seltenen Stellen nur vermag der klare Quell der edeln Dichtkunst Dauthendeys durch Schutt und Dickicht sich die alte Bahn zu brechen —:

Gerne möchte ich die Hände falten
Und die Wege gehen, die erinnerungsalten,
Möchte meine Heimatnächte wiedersehen.

Ach, daheim der Mondstrahl überm Flieder!
— Hörst du nicht der Gartentüre Klinke? —
Liebste, steig' die hellen Stufen nieder,
Und ich steh' im Hohlweg unten, winke.

Und wir wandern um das kleine Haus,
Sitzten unterm alten Apfelbaume.
Und der Nachtigall geht die Lust nicht aus,
Und der Mond, er krönt uns in dem ewigen Raume.

Das sind letzte stille Atemzüge zwischen rasch verhallendem Schluchzen und Stöhnen. — Aber von Dauthendeys früheren Liedern, die teilweise zum Herrlichsten gehören, was die deutsche Lyrik seit Minnesangs Frühling aufweist, werden viele bleiben; denn in ihnen weht der Odem des Alls, schlägt das warme Herz der Erde, erhebt sich Gottes Stimme heilig und geheimnisvoll.

„Die mir liebsten Gedichte“ — sagt Dauthendey in seinem *Gedankengut* — „die ich von andern Dichtern lese, sind die Gedichte, die das erhöhte Gefühl, das Liebesgefühl, mit seinen tausend und abertausend Stimmungen, gesteigert aus Sehnsucht, Zweifel und Erfüllung verkünden, und die zugleich die Natur besingen.“ Und er fasst dann dies Bekenntnis in ein Postulat zusammen: „In Japan gilt ein gutes Gedicht als höchste nationale Leistung in Friedenszeiten. Kunstwerke bedeuten dort Heldentaten in Friedenszeiten. Mit möglichst wenig Worten in der Dichtung eindringlich viel zu sagen, mit möglichst wenig Linien und Farben viel in der Malerei auszudrücken, mit wenig Tönen in der Musik Unendliches zu geben — dieses hätten wir in der nächsten Zukunft von den Künstlern des Ostens zu lernen.“

Der Verlag Albert Langen in München, der die hauptsächlichsten Werke des Dichters herausgab, ließ noch vor Kriegsausbruch eine Sammlung *Ausgewählte Lieder aus sieben Büchern* erscheinen. Sie hätte in Anordnung und Wahl wohl etwas sorgfältiger und ökonomischer sein dürfen; als Einführung ins lyrische Werk Dauthendeys aber wird sie ihren guten Zweck nicht verfehlen und für einen weltseligen, welthellsichtigen Sänger und Dichter werben, der schon zu Lebzeiten seinen Platz — zur Seite seines großen Bruders von der Vogelweide — am Tisch der Meister einnahm, und dessen Zeit erst kommen wird, wenn Gottes grausig zerwühlte und verwüstete Erde wiederum zur Ruhe kam und auf sich selber schauen, auf sich selber lauschen darf.

WINTERTHUR

HANS REINHART

